MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80506-7

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHULZE, ERNST

TITLE:

MYKENAI, EINE KRITISCHE ...

PLACE:

ST. PETERSBURG

DATE:

1880

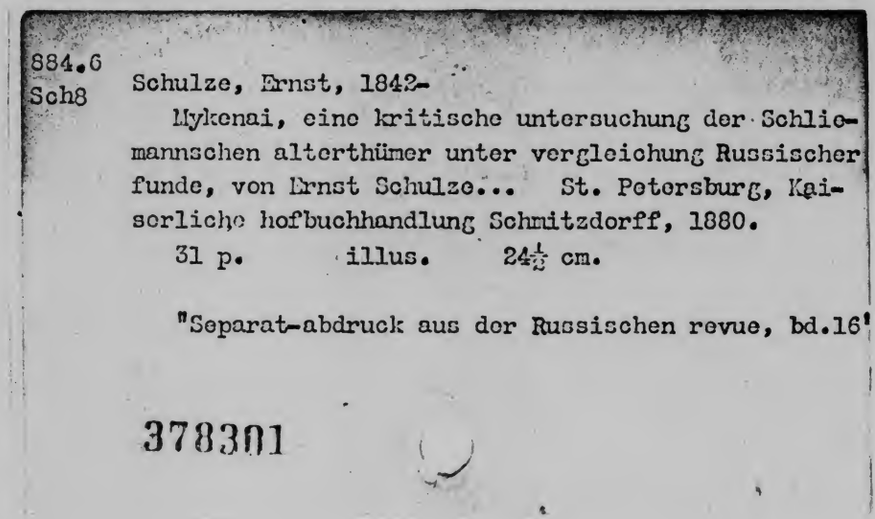
Master Negative #

92-80506-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



884.6
Sch8 Schulze, Ernst, 1842-
Mykenai, eine kritische untersuchung der Schliemannschen alterthümer unter vergleichung Russischer funde, von Ernst Schulze... St. Petersburg, Kaiserliche hofbuchhandlung Schmitzdorff, 1880.
31 p. illus. 24½ cm.

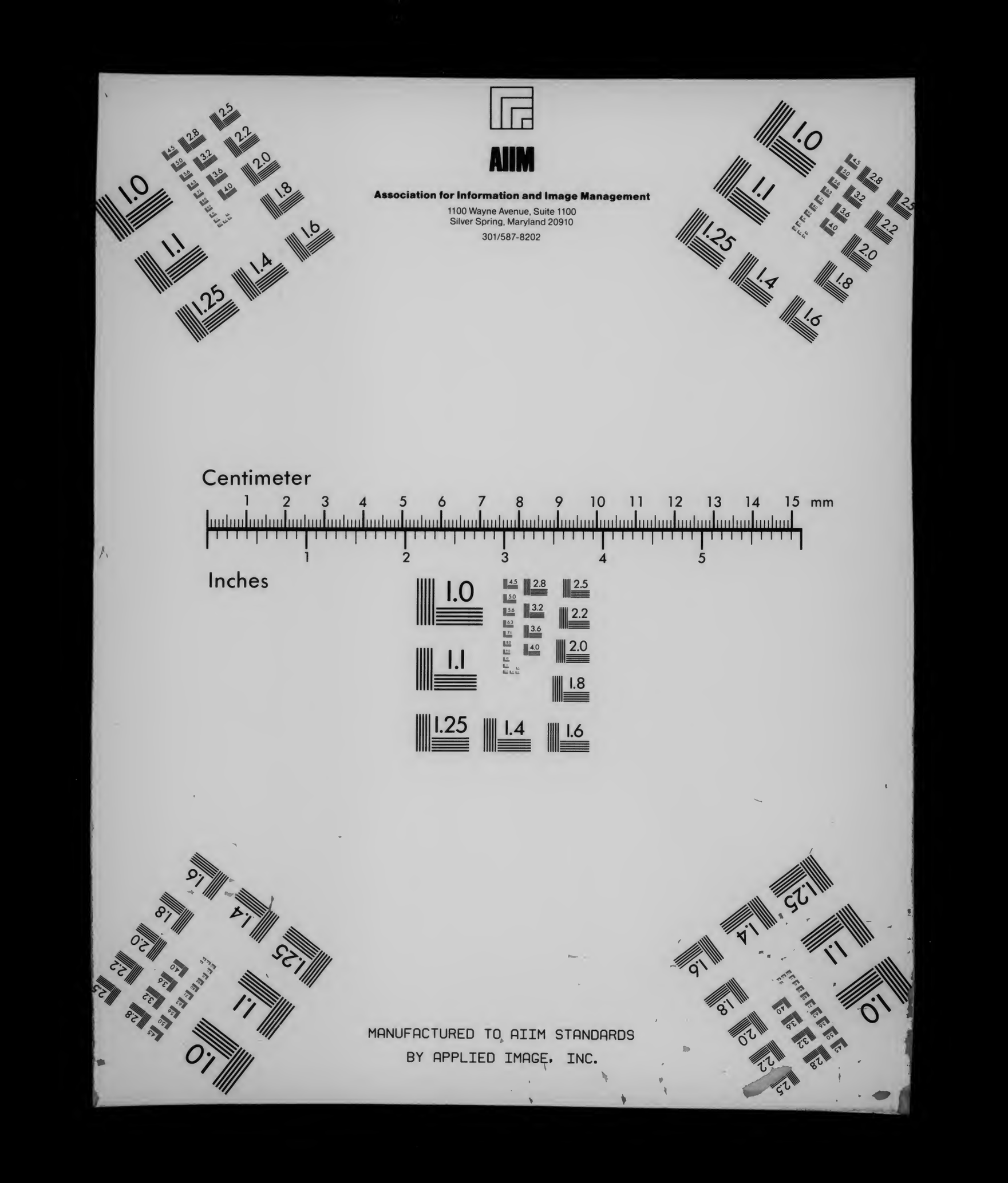
"Separat-abdruck aus der Russischen revue, bd.16"

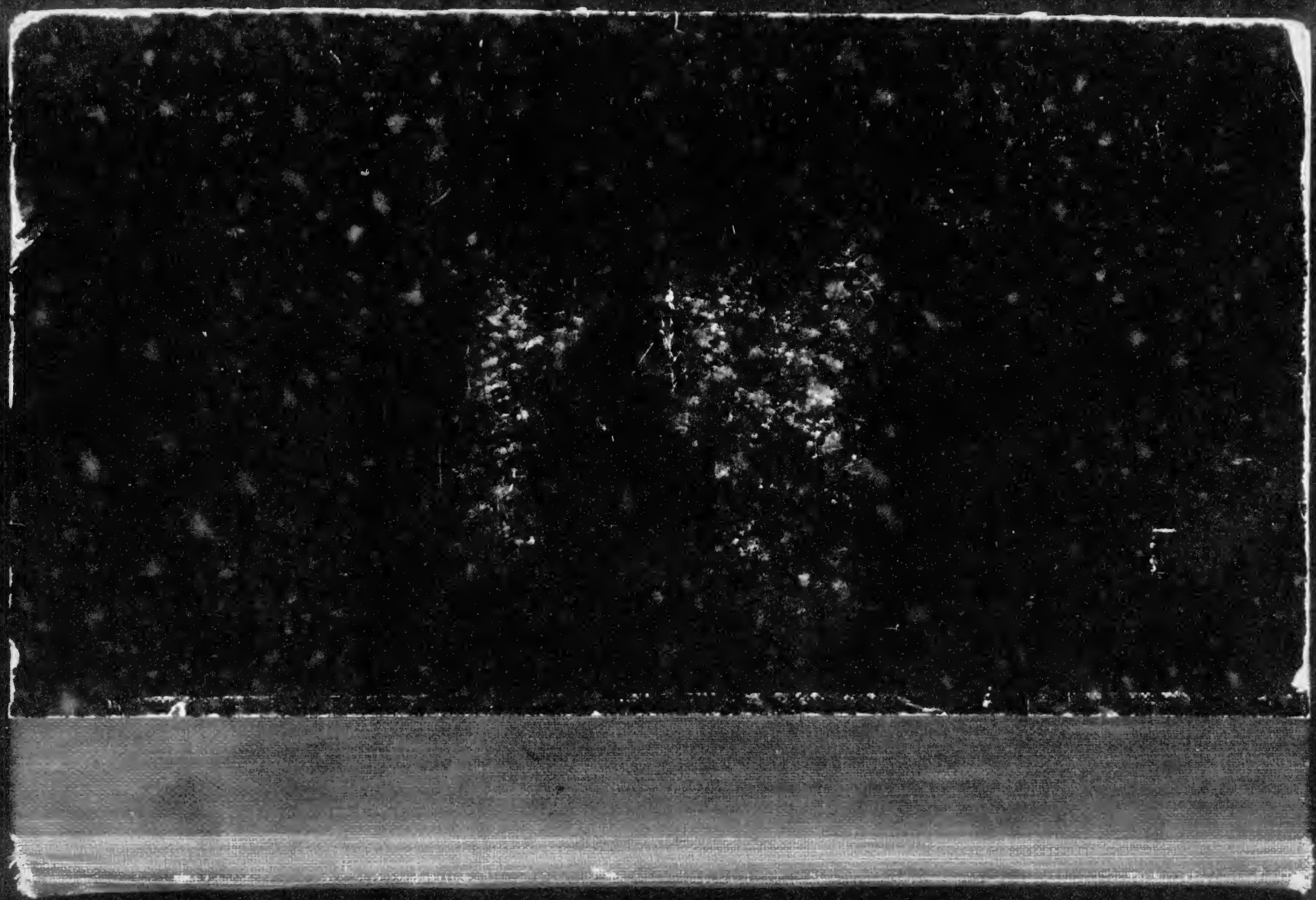
378301

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3/20/92 INITIALS ZM
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



884. 6 Sch 8

Columbia College
in the City of New York

Library.

6966
COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY N.Y.

MYKENAI

EINE KRITISCHE UNTERSUCHUNG

DER

SCHLIEMANNSCHEN ALTERTHÜMER

UNTER VERGLEICHUNG

RUSSISCHER FUNDE

VON

ERNST SCHULZE

SEPARAT-ABDRUCK AUS DER RUSSISCHEN REVUE, BAND XVI

MIT 6 IN DEN TEXT GEDRUCKTEN HOLZSCHNITTEN

ST. PETERSBURG
Kaiserliche Hofbuchhandlung H. SCHMITZDORFF
(CARL RÖTTGER)
1880

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY

Дозволено цензурою. — С.-Петербургъ, 26-го Мая 1880 года.

Buchdruckerei von CARL RÖTTGER, Kaiserl. Hofbuchhändler, Newskij-Prospekt № 5.

8My'97F.

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY

Die fortgesetzten Ausgrabungen der Kurgane im Kubangebiete und anderer Grabhügel in der Nähe von Kertsch haben auch im Jahre 1876 eine Reihe von Kunsterzeugnissen zu Tage gefördert, welche, zum Theil aus dem fünften Jahrhundert vor Chr. Geb. stammend, für Kunst- und Kulturgeschichte von grossem Interesse sind. Aus der grossen Menge des Gefundenen, worüber der «Compte-Rendu de la commission impériale archéologique pour l'année 1877. Avec un atlas. St. Pétersbourg 1880.» berichtet, nennen wir nur beispielsweise zwei goldene Trinkhörner, von denen das eine in einen Widderkopf, das andere in das Vordertheil eines Hundes ausläuft, beide völlig unbeschädigt, als wären sie eben neu angefertigt. Ein anderes silbernes Trinkhorn von ungewöhnlicher Grösse und vorzüglicher Arbeit endigt an seiner spitzen Seite in einen geflügelten Steinbock, einer Form, welche nach Athenaios (XI. 484 D. E. XII. 497 F) bei dieser Art von Trinkgefässen sehr beliebt war, und uns jetzt zum ersten Male in einem ausgezeichnet schönen Exemplare vor Augen geführt wird. Ein auf dem Gute Elteghen ausgegrabener Holzsarkophag ist mit äusserst geschmackvollen Ornamenten in Form eines schmalen Frieses, mit Sternen und Rosetten verziert. Vortrefflich ist in einen, eben dort gefundenen Scarabäus aus schwarzem, feinem Glase das Bild einer ihr Junges säugenden Kuh, ein Symbol glücklichen Gedeihens, eingeschliffen.

Diese und eine grosse Zahl anderer Funde sind auf den lithographischen Tafeln des Atlases meisterhaft wiedergegeben. Wir müssen uns hier begnügen, den reichen Inhalt derselben an Waffen, Geräthen und Schmucksachen anzudeuten und wenden uns zu einem kleinen goldenen Amulet, welches mit einer Oese versehen ist und eine sauber ausgeführte Insektenpuppe darstellt. Die Besprechung dieses Fundes gibt Herrn Akademiker *Stephani* Veranlassung zu einer

231773

9 APR 1897 L35

Untersuchung, die auf weit auseinanderliegende Kunstepochen ein überraschend neues Licht wirft. Von diesem unscheinbaren Gegenstande ausgehend, werden auch Schliemann's Funde in Mykenai (S. 31—52) einer kritischen Prüfung unterzogen, deren Gang und Ergebniss wir mit einigen Zusätzen auf den folgenden Seiten den Lesern der Revue darlegen.

Das Amulet lässt seiner Form nach einige Ungewissheit, ob die Puppe eines Schmetterlings oder einer Cicade dargestellt werden sollte, da die Eigenthümlichkeiten der letztern nicht ganz genau beobachtet worden sind. Die quadratische Gliederung des Rückens entspricht nicht der Bildung der Cicadenpuppe und es fehlen die kleinen Beine am Bauche, deren Weglassung sich jedoch leicht aus der Zerbrechlichkeit derselben erklärt. Hingegen hat der Künstler nicht versäumt, die grossen Erhöhungen an der Stelle der Augen, welche nur der Cicadenpuppe eigen sind, anzubringen. Entscheidend für die Cicade spricht aber der Umstand, dass sie seit Homer im Leben, in der Dichtung, im Cultus und daher auch bald in der bildenden Kunst der Griechen eine bedeutsame Rolle spielt. Besonders wurde die Cicade (siehe Compte-Rendu. 1869. S. 130. Fiorelli, Giorn. degli scavi di Pompei 1861. 2, 5.), vermuthlich wegen ihrer grossen, vorstehenden Augen, als Apotropaion benutzt. Der Schmetterling hingegen wird zu unsrer Verwunderung von Dichtern und Künstlern der älteren Zeit gänzlich unbeachtet gelassen. Nirgends in der ganzen uns erhaltenen Literatur nicht allein der Griechen, sondern auch der Hebräer und Inder wird seiner Erwähnung gethan vor der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christi Geb., wo Aristoteles als beobachtender Zoolog seine Verwandlungen beschreibt.

In der bildenden Kunst der Semiten, Inder und Griechen dauert diese Gleichgültigkeit gegen den Schmetterling noch länger. So oft auch auf den zahllosen griechischen Vasen nach unserm Gefühle das schöne Insekt zweckmässig hätte angebracht werden können, so finden wir es doch niemals. Wenn es sich um Belebung eines Kunstwerkes durch kleine Vertreter aus der Thierwelt handelt, so wird noch zur Zeit Alexanders des Grossen eine Cicade oder Biene gewählt (S. 84), während der Schmetterling vermieden wird.

Erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts hat ein Münzmeister von Rhodos, wo schöne Nachtschmetterlinge besonders zahlreich wären, einen Schmetterling auf einer Weintraube sitzend auf eine Silbermünze prägen lassen. Im letzten Jahrhundert vor Chr. Geb. finden wir das Insekt auf römischen Münzen und in der folgenden Zeit

ist es etwas ganz Gewöhnliches, auf Gemmen, Wandgemälden und Marmorwerken das zierliche Thierchen darzustellen, wie es über Kränzen, Blumen oder Früchten flattert, auf einer Weinranke oder an einer Säule sitzt, oder von Kindern als Spielwerk benutzt wird.

Während in den angeführten Fällen die Kunst nur das Insekt ohne alle Nebenbeziehungen darstellen wollte, sehen wir dasselbe in späterer Zeit als Symbol der allgemeinen Lebenskraft, speziell der menschlichen Seele verwendet. Für letzteren Gebrauch haben wir das Zeugniss einer in Spanien gefundenen Inschrift, auf welcher der Gestorbene seinen Erben aufträgt, an seinem Grabmal Trankopfer darzubringen: ut volitet meus ebrius papilio (Corp. Inscript. Lat. II, 2145); von den zahlreichen bildlichen Darstellungen sei hier nur der Capitolinische Sarkophag erwähnt, auf welchem Minerva dem Haupte des von Prometheus gebildeten Menschen einen Schmetterling nähert, um den Körper zu beseelen. Für die Anwendung des Schmetterlings als Symbol der allgemeinen Lebenskraft, welche in dem aus der scheinbar leblosen Puppe verjüngt emporschwebenden Insekt sich besonders auffällig zu bethätigen schien, fehlen uns die schriftlichen Zeugnisse. Die Kunstwerke aber geben darüber Auskunft. Wir finden auf Gemmen den Schmetterling häufig in Verbindung mit Unheil abwehrenden und Segen spendenden Gegenständen; so sind z. B. auf einem Carneol ein Schauspieler mit Maske, ein Füllhorn und ein Schmetterling vereinigt, um Abwehr des Bösen, Reichthum und Lebenskraft anzudeuten. Wenn wir auf einigen andern Gemmen (S. 92) ein Schiff, darüber ein Füllhorn und einen Schmetterling dargestellt sehen, so ist nicht zu bezweifeln, dass dieselben von Seeleuten als Amulette getragen wurden. In dieser Verwendung finden wir jedoch den Schmetterling *erst seit Beginn der christlichen Zeitrechnung*.

Dies ist in Kürze das Ergebniss von Stephani's, mit umfassender Gelehrsamkeit angestellter Untersuchung, und dieses Resultat ist von grosser Bedeutung für die chronologische Bestimmung der von Schliemann in Mykenai gefundenen Alterthümer.

Ueber die im Thale liegende Stadt erhebt sich, die Ebene von Argos beherrschend, die Akropolis von Mykenai. Durch Perseus und seine Dynastie gegründet, später von den Pelopiden besetzt, ist das dreieckige Plateau des Burghügels von gewaltigen, kyklopischen Mauern umgeben. Im Westen ist der Haupteingang, auf der einen Seite durch die Ringmauer, auf der andern durch einen gewaltigen

Thurm flankirt. Ueber dem halbverschütteten Thore ist eine grosse Reliefplatte mit zwei aufrechtstehenden Löwen eingelassen.

Diese architektonischen und Skulptur-Reste aus ältester Zeit waren schon längst bekannt, obgleich die Stadt, deren Bewohner noch im Nationalkampfe gegen die Perser sich ausgezeichnet hatten, im Jahre 468 v. Chr. durch die eifersüchtigen Argiver zerstört worden war. Im Sommer 1876 ging Schliemann nach Mykenai, um daselbst Ausgrabungen zu veranstalten. Der Periheget Pausanias, welcher ungefähr 140 nach Chr. Geb. die Stätte besuchte, sah dort die Burgmauer mit dem Löwenthore. Nach Erwähnung desselben fährt er fort (II, 16, 6.): «In den Ruinen von Mykenai aber ist die sogenannte Quelle Perseia und die unterirdischen Gebäude des Atreus und seiner Söhne, welche die Schatzhäuser für ihre Kostbarkeiten waren. Es ist aber auch das Grab des Atreus da und die der Genossen des Agamemnon, welche Aigisthos nach ihrer Rückkehr von Ilios beim Mahle tödtete. . . . Ein anderes Grabmal ist das des Agamemnon, eins das des Wagenlenkers Eurymedon, und ein gemeinschaftliches ist das des Teledamos und Pelops».

Leake, Dodwell und E. Curtius erklärten die Stelle des Pausanias, nach dem Wortlaute sicherlich richtig, so, dass die Gräber innerhalb der Umfassungsmauer der Stadt zu suchen seien; Schliemann behauptete, sie müssten sich innerhalb der Burgmauer befinden. Dort, rechts vom Löwenthor, begann er zu graben und entdeckte wirklich fünf Gräber, später nicht weit davon ein sechstes.

Ueber die Stelle, wo Schliemann gegraben hat, muss ich etwas ausführlicher sein, da in einem vor wenigen Tagen im «St. Petersburger Herold» (vom 28. April 1880 № 119) erschienenen Aufsatz eine Stelle vorkommt, die für die Untersuchung von Wichtigkeit ist. Uebrigens bemerke ich, dass ich der in jener Zeitung von Schliemann und einem Korrespondenten des Herold geführten Polemik ganz fremd gegenüberstehe.

Es heisst dort: «Hätte er (Stephani) auch nur mein Werk «Mykenae» gelesen, so würde er gewusst haben, dass die Oberfläche der Akropolis von Mykenae 1 Meter tief mit den Fundamenten und Trümmern einer Stadt aus hellenischer Zeit bedeckt ist, die, nach den Münzen und Topfscherben zu urtheilen, im Anfang des IV. Jahrhunderts v. Chr. G. gegründet und im Anfang des II. Jahrhunderts wieder verlassen sein mag. Ich spreche nicht von Dingen, die da gewesen und verschwunden sind; ich spreche von Dingen, die noch jetzt bestehen, denn nicht einmal die Hälfte der untersten Terrasse

der Akropolis habe ich ausgegraben, und kann sich jeder Besucher davon überzeugen, dass die nicht ausgegrabene Hälfte mit den Fundamenten hellenischer Bauten bedeckt ist. Ich frage daher Hrn. Stephani: wie die Heruler es angefangen haben, da ja alle Fundamente der hellenischen Bauten *oberhalb* der Gräber in situ waren, letztere, in einer Tiefe von 8 oder 9 Metern, unterhalb derselben im Felsen auszuhauen und sie mit den, Seite 58, 91, 97 und 103 meines Buches abgebildeten Grab-Stelen zu schmücken, welche in allgemein anerkannter Weise die urältesten Denkmäler plastischer Kunst sind, die jemals in Griechenland oder Kleinasien gefunden wurden».

Indem Herr Schliemann diesen ungeziemenden Ton gegen einen verdienten Gelehrten anschlägt, ohne nur die Ankunft des Compte-Rendu in Athen abzuwarten, geräth er zunächst mit der historischen Ueberlieferung in Streit. Denn Strabo (VIII., 372. 377) erzählt nicht nur, dass das Ansehen von Mykenai nach Besetzung des Peloponnes durch die Dorier «gesunken» und dass weit später, 468 v. Chr. Geb., die Stadt zerstört worden sei, sondern er fügt in Uebereinstimmung mit Diodor (XI., 65) hinzu, dass sie bis zu seiner Zeit, d. h. bis zur Regierung des Augustus, unbebaut geblieben sei. Sollten wirklich die beiden vielgereisten Schriftsteller von dem Wiederaufbau einer Stadt an jener berühmten Stelle keinerlei Kunde erhalten haben? — Doch wir wenden uns vom Historischen zum Topographischen.

Das Plateau der Akropolis von Mykenai hat ungefähr die Gestalt eines spitzwinkligen Dreiecks. Die Höhe dieses Dreiecks von der Basis im Westen bis zur östlichen Spitze beträgt nach dem Plan C bei Schliemann 300 Meter. Hier ist also Raum, wenn auch nicht für eine Stadt, so doch für eine grosse Menge von Gebäuden. Unbedingt geben wir zu, dass, wenn das Fundament eines Hauses aus dem IV. Jahrhundert v. Chr. G. gerade über dem Schacht eines Grabes liegt, so dass die Steine erst weggebrochen werden müssen, um in das Grab zu gelangen, das Grab jedenfalls älter ist, als das darüber gebaute Haus. So liegt die Sache in Mykenai aber nicht. Mögen doch auf der Akropolis so viele Fundamente hellenischer Bauten, als da wollen, in situ sein, wenn nur über den Gräbern selbst keine solche Mauer war; und oberhalb derselben ist keine Mauer gewesen.

Fünf der Gräber sind nicht weit von dem Löwenthore gefunden worden, innerhalb eines kreisrunden Platzes von nur 30 Metern Durchmesser. Dieser Platz war (Schliemann, Mykenae, S. 139), von einer doppelten, parallelen Reihe grosser Steinplatten, welche beinahe

senkrecht standen, eingefasst. Da horizontale Platten darüber lagen oder noch liegen, so glaubt Schliemann in der so gebildeten runden Bank die Sitzplätze der Zuhörer bei Volksversammlungen sehen zu müssen; der Redner habe in der Mitte gestanden. Daher nennt er den Platz Agora; für das «Volk» (S. 141) bot dieser kleine Kreis von etwa 95 Meter Umfang freilich nicht viel Platz.

Die von Schliemann selbst angenommene Bestimmung des Platzes als Zuhörerraum schliesst die Bebauung mit Häusern aus. Seite 99 schreibt er: «Es verdient besondere Beachtung, dass auf der innern Seite des vermutheten Kreises (diese Vermuthung, dass die Platten einen vollen Kreis bildeten, hat sich später [S. 193] bestätigt), nämlich auf der Seite, nach welcher sich die schrägen parallelen Platten hinneigen, der leere Raum augenscheinlich sogleich bei Vollendung der Mauer bis zum oberen Rande derselben *mit Schutt aufgefüllt* worden ist». Auf Seite 148 heisst es von demselben kreisförmigen Platze: «Gerade in der Mitte der Agora stand der Fels hervor und bildete eine kleine Anhöhe, die höchst wahrscheinlich als βῆμα diente, auf welches sich die Redner stellten, um von dem ganzen, im Kreise um sie herum auf der steinernen Bank sitzenden Volke gehört werden zu können. Dieser Fels hing über dem dritten und vierten Grabe und ist, wie ich später erwähnen werde, beim Ausgraben derselben theilweise eingestürzt».

Noch füge ich eine Bemerkung A. Milchhöfer's (Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen 1876, I, S. 311), der im Herbst 1876 in Mykenai war, hinzu; er schreibt: «Das Innere dieses Umganges war mit Schutt angefüllt . . . . Die Gräber sind in das harte Erdreich oder in den Felsen selbst hineingetrieben».

Durch jenen Zeitungsspott Schliemann's: Wie haben es die Heruler angefangen, unterhalb der hellenischen Fundamente Gräber in den Felsen auszuhauen? lassen wir uns also nicht einschüchtern und zur Einstellung unserer Kritik bestimmen; vielmehr sind wir gezwungen, dieser absichtlichen Verdunkelung des Sachverhaltes im Interesse der Wahrheit scharf entgegen zu treten.

Seitwärts von den Gräbern mag es recht viele hellenische Fundamente geben; *oberhalb derselben gibt es keine.* Dafür haben wir als Gewährsmänner Hrn. Milchhöfer und Hrn. Schliemann. Bei Beiden ist von Schutt die Rede, welcher den oberen Theil der «Agora» füllt. Dieser Umstand zwingt uns, bei der Untersuchung eine scharfe Unterscheidung vorzunehmen: wir müssen streng auseinander halten, was in den Gräbern selbst in nächster Nähe der Leichen gefunden und was im Schutt entdeckt worden ist. Für die Zeitbestimmung der Gräber können wir nur die ersteren Funde benutzen; was im Schutte liegt, kann weit älter sein als die Gräber, bei deren Auffüllung es auch von der Seite her hineingeworfen sein kann, daneben kann das, was der heutigen Oberfläche am nächsten liegt, leicht jünger sein als die Gräber. Jedenfalls ist alles im Schutt Gefundene fern zu halten von dem Urtheil über die Entstehungszeit der Gräber.

Diese waren 25—30 Fuss tief, zum Theil in den lebendigen Felsen hineingearbeitet und die fünf innnerhalb des kreisförmigen Platzes gelegenen enthielten die Leichen von 12 Männern, 3 Frauen und 2 Kindern. Die Leichen jenes Grabes waren offenbar gleichzeitig bestattet. Nun unterlag es für Hrn. Schliemann keinem Zweifel mehr, dass er wirklich die sterblichen Ueberreste des Agamemnon und seiner Gefährten, welche nach ihrer Rückkehr aus Troja meuchlerisch erschlagen worden waren, entdeckt habe.

Die meisten Gelehrten Griechenlands, Englands, Deutschlands und anderer Länder stimmten ihm wenigstens in sofern bei, als sie die Gräber der vorhistorischen Periode Griechenlands zuschrieben. Vereinzelt erklärte sich E. Curtius gegen das hohe Alter der in den Gräbern gefundenen Gegenstände. Im Allgemeinen wurden dieselben als Produkte des homerischen Zeitalters sicher angenommen und hochgeschätzt.

Stephani's Untersuchung über die Darstellung des Schmetterlings beweist, dass *die bei den Leichen gefundenen* kreisrunden *Goldblättchen, welche* recht geschickt einen von oben gesehenen *Schmetterling darstellen*, dessen ausgebreitete gezackte Flügel den Raum vortrefflich ausfüllen (S. 196, 204, 228), *nicht lange vor* Christi Geburt, oder, da die Schmetterlinge wohl prophylaktische Bedeutung haben, *erst nach Christi Geburt* verfertigt sein können. Die Annahme, dass in einer vorhistorischen, uns sonst durchaus unbekannten Periode eine Vorliebe für Darstellung des Schmetterlings bestanden, dann aber in historischer Zeit bei den Culturvölkern Asien's und Europa's sich wieder verloren habe, steht im offenbarsten Widerspruch mit aller gesunden Kritik. Der Umstand aber, dass auf einigen ägyptischen Bildwerken unter der Masse der dargestellten Thiere des Wassers und der Luft Schmetterlinge neben Wespen und Vögeln vorkommen, stösst die obige Beweisführung selbst dann nicht um, wenn starker ägyptischer Einfluss im Peloponnes nachweisbar, und jene Denkmäler sehr alt wären. Denn jene bescheidene Einführung des Schmetterlings auf einer überladenen Darstellung des

Thierlebens ist ausserordentlich verschieden von der isolirten Darstellung des Insektes auf kleinen Kunstwerken, wo der Schmetterling ganz allein für sich, nach der ihm innewohnenden Bedeutung wirken soll.

Schliemann selbst beruft sich in dem erwähnten Artikel nicht auf ägyptischen Einfluss, dagegen behauptet er, dass, als «die wilden dorischen Horden die Bevölkerung des Peloponnes mordeten oder knechteten, die mykenische Künstlerschule spurlos verschwunden sei». Wir gestehen, dass wir diese Ansicht von der barbarischen Culturfeindlichkeit der Dorier nicht theilen. Aber gesetzt auch, dass eine Künstlerschule durch die dorische Eroberung zu Grunde ging, kann ein Sieger Sitten und Gewohnheiten, kann er die Art des Empfindens und Vorstellens in den Ueberwundenen ausrotten? Der buntfarbige, von «Blumenduft und Sonnenschein» sich nährende Schmetterling ist ein Liebling unsres *modernen* Naturgefühles. Die *antike* Welt empfand anders. Während griechische Dichter (Anthol. Pal. VII, 189. IX, 373) der Cicade, der kleinen Freundin des Menschen, wehmüthige Grabschriften weihen, versagen sie dem Schmetterlinge solche gemüthvolle Theilnahme; und diese Missachtung des hübschen Thierchens, auch von Seiten des ionischen Attikas, wo kein Doriereinfall die Kunst- und Geschmacksentwickelung störte, dauerte bis zur Zeit nach Alexander dem Grossen fort.

Sonach haben wir einen Zeitpunkt, über welchen wir die Entstehung der Gräber auf den Akropolis von Mykenai nicht zurückdatiren dürfen. Um aber die einmal angeregte Frage, deren falsche Beantwortung in die Kunstgeschichte schlimme Verwirrung zu bringen droht, vollständig zu beantworten, unterzieht der gelehrte Verfasser des Compte-Rendu die von Schliemann gefundenen und in seinem Buche «Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einer Vorrede von W. E. Gladstone. Leipzig bei Brockhaus 1878» bekannt gemachten Gegenstände einer weiteren Untersuchung.

Ueberraschend ist die grosse Stilverschiedenheit der Gegenstände, welche jenen Gräbern entnommen sind. Diese wird sogar von Gladstone, einem der Verfechter des hohen Alters der Fundstücke, zugegeben, indem er in der Vorrede zu dem Schliemann'schen Buche S. 15 sagt: «Wie ich glaube lehrt der Augenschein, dass es unmöglich ist, die Gesammtmasse der aufgegrabenen Gegenstände auf *eine* Schule, *einen* Stil oder *eine* Entwickelungsstufe zurückzuführen». Anders urtheilt U. Köhler in den Mittheilungen des archäologischen Institutes in Athen 1878. III. Er verneint zwar die Frage, ob die Grabanlagen hellenischen Ursprungs seien, weil sie keine Spur nationaler Eigenart aufweisen; sagt aber auf S. 4: «hier ist alles ungriechisch, Stil und Ornamente, Göttergestalten und Symbole, Kleidung und Haartracht; nirgends eine Spur griechischen Geistes, griechischer Sitte, griechischen Glaubens». In dieser Allgemeinheit ist seine Behauptung unrichtig. Auf seine Vermuthung, dass wir vorhistorische Erzeugnisse der Karier vor uns haben, gehen wir hier nicht näher ein, bemerken aber, dass wir ihm z. B. den entsetzlich plumpen Hirsch aus Silber und Blei (S. 296 № 376) aus dem vierten Grabe als *durchaus barbarisch* zugeben, ebenso entschieden aber das schön geformte Silbergefäss aus demselben Grabe (S. 280 № 353) als *nicht barbarisch* bezeichnen und somit die gewaltigen Stilunterschiede der Fundstücke feststellen, die zwischen geschmacklosester Roheit und ausgebildeter griechischer Formenschönheit schwankend einer Stufenleiter von völliger Unkunst bis zu Zeugnissen verfallender Kunst darstellen.

Zu jenen rohen Produkten, die gerade wegen ihrer Roheit keinem bestimmten Zeitalter zugewiesen werden können, gehören besonders eine Menge kleiner Thonfiguren, darunter Idole in Menschengestalt, denen die Arme ganz oder fast ganz fehlen, «deren Gesicht durch einen Druck der Fingerspitzen geformt wurde» (Milchhöfer a. a. O. S. 316). Diese Thongefässe und Figuren zu übergehen, haben wir ein Recht, weil Milchhöfer S. 314 bemerkt: «die wenigen Thongefässe, welche sich auf dem Grunde der Gräber, neben den Bestatteten, vorfanden, entbehren — irre ich nicht, ohne Ausnahme — jedes ornamentalen Schmuckes.

Von den Gegenständen höherer Kunst lassen sich mehrere mit Sicherheit ihrem Stile nach bestimmten Perioden zuweisen. Diese liegen zeitlich ziemlich weit auseinander. Für die Bestimmung der Entstehungszeit der Gräber aber kann, wie Stephani hervorhebt, natürlich nur das *jüngste* in denselben gefundene Kunstprodukt maassgebend sein.

Aus dem vierten Grabe auf der Akropolis von Mykenai wurde ein silberner Stierkopf (S. 250) an's Licht gefördert, welcher seinem Stile nach allerdings in die vorrömische Zeit zurückreicht, aber von archaischer Behandlung himmelweit verschieden ist und kaum früher, als im dritten vorchristlichen Jahrhundert entstanden sein dürfte. Wer den Entwickelungsgang der griechischen Kunst nur einigermaasen kennt, der wird, wenn er unbefangen urtheilt, keinen Augenblick daran

denken, dieses Werk von schlanken Verhältnissen und eleganter Ausführung der noch steifen und gebundenen Kunstübung vor den Perserkriegen, geschweige denn einer vorhistorischen Periode zuzuschreiben. Noch weniger geht es an, eine solche Leistung auf orientalische oder ägyptische Kunstthätigkeit zurückzuführen.

Aus demselben Grabe stammt ein silberner Prochus (S. 280), dessen Formelemente: der lang und dünn auf einem fast kugelförmigen Bauche sich erhebende Hals, und der mit weichem Schwung der Linien sich mehrfach windende Henkel, zu der ältesten Prochusbildung schwarzfiguriger Gefässe im schärfsten Gegensatz stehen (Man vergleiche über die schwerfälligen, älteren Formen Stephani, Vasensammlung der kaiserlichen Eremitage Th. II, Taf. II, III. Salzmann, Necropole de Camiros, pl, 32, 36, 43, 44), während in fortschreitender Entwickelung besonders der Metalltechnik jene Bildung der Prochus in der Kaiserzeit allmälig zum Vorschein kommt. Folglich ist jener Fund der nachchristlichen Zeit zuzuweisen.

Aehnlich steht es mit einer Reihe von Ornamenten auf den Metallarbeiten von Mykenai, welche sich auf den Kunstwerken archaischen Stils nicht nachweisen lassen, aber in der guten Zeit ausgebildet, bis in die Zeiten des Verfalls benutzt worden sind und uns zwingen, jene Gräberfunde ihrer grossen Mehrzahl nach in die griechisch-römische Periode zu setzen. Man vergleiche z. B. die Verzierungen des Schwertgriffes aus dem ersten Grabe mit den Ornamenten im Compte-Rendu. T. I, 7, T. II, 13.

Werfen wir nun einen Blick auf die Art, in welcher nach Angabe der homerischen Gedichte Helden des heroischen Zeitalters immer bestattet werden, so ergibt sich, dass die Leiche des Patroklos (Ilias XXIII, 65 u. ff.), die Leiche des Hektor (Il. XXIV, 795), die Leiche des Achilleus (Odyss. XXIV, 74) auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden, dass man darauf aus der Asche die Gebeine aufsammelt und sie in eine goldene Urne oder ein goldenes Kästchen legt, um sie so in dem Grabhügel beizusetzen.

Diese Sitte ist in Mykenai nicht befolgt. Ein Scheiterhaufen ist nicht errichtet worden, die Ueberreste sind nicht gesammelt und nicht in ein goldenes Gefäss gelegt worden. Vielmehr ist in der Tiefe des Grabes ein Feuer angemacht worden, welches die Verbrennung fast nur symbolisch bewirkte. Die Leichen sind mumienartig vertrocknet (S. 340: «das runde Gesicht mit allem Fleisch wunderbar erhalten») und sind nach der Bestattung nicht angerührt worden. Darin einen Beweis der Unruhe zu sehen, mit welcher die

Mörder Agamemnon's sich ihrer Pflicht gegen die Todten entledigen wollten, ist unstatthaft, da sie denselben eine ganz ungewöhnliche Menge von werthvollen Gegenständen in's Grab legten, und gerade bei feierlicher Bestattung des Königs am wenigsten eine gewaltsame Störung durch die Anhänger des Ermordeten zu besorgen hatten.

In den Gräbern der Akropolis von Mykenai (Schliemann, S. 254, 256, 332, 381) haben sich sechs goldene Masken gefunden; in dem ersten zwei Exemplare, von denen das eine ein vollständiges Gesicht ohne Hals und Oberkopf zeigt; in dem dritten Grabe wurde der Obertheil einer aus dünnem Goldblech gefertigten Kindermaske entdeckt, im vierten Grab 1) ein grosses ovales junges Gesicht, 2) ein rundes (bärtiges?) Gesicht, 3) ein rundes unbärtiges Gesicht. Einige derselben lagen noch auf den Gesichtern der ausgestreckten Leichname, bei der zuletzt erwähnten hat sich im Innern ein Theil des Schädels erhalten, den sie bedeckte.

In den homerischen Gedichten, welche uns doch die Zustände und Gewohnheiten eines bedeutenden Zeitraumes wiederspiegeln, ist keine Andeutung der Sitte erhalten, das *Gesicht der Leiche mit einer goldenen Maske zu bedecken;* ebensowenig haben sich in den Gräbern, welche in Griechenland geöffnet worden sind, Leichenmasken aus Gold oder anderem Stoffe gefunden. Denn die zahlreichen Terrakottamasken, welche in griechischen Gräbern späterer Zeit und ebenso in süd-russischen Gräbern entdeckt worden sind, hatten nicht die Bestimmung, den Verstorbenen auf das Gesicht gelegt zu werden. Keine einzige ist in dieser Lage gefunden worden, und die meisten sind wegen ihrer Gestalt zu diesem Zwecke unbrauchbar. Sie dürfen demnach als Beweis für diese eigenthümliche Sitte nicht angeführt werden.

Ausserhalb Griechenlands haben sich allerdings in Gräbern Leichenmasken gefunden. Das hierher gehörige Material hat Otto Benndorf in seinem Buche: «Antike Gesichtshelme und Sepulkralmasken, Wien 1878», zusammengestellt und besprochen. Sein Verzeichniss nennt № 9 und 10 (S. 10): *Zwei Gesichtsmasken aus Silber*, im Jahre 1836 in Nôtre-Dame-d'Alençon (Maine-et-Loire) gefunden, jetzt im Louvre, «später als Caracalla, dessen Portrait in dem Reliefemblem einer Schale erkannt worden ist», an «das Barbarische streifende Arbeit».

№ 11 (S. 12). *Silberner Gesichtshelm aus den Mooren von Thorsberg*, jetzt in Kiel, «nicht älter als das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung — augenscheinlich nicht römisch».

№ 12 (S. 15). *Gesichtshelm aus Bronze in einem Nolaner Grab* entdeckt, jetzt im Britischen Museum. Er wurde auf dem Schädel des Todten haftend gefunden, «*angeblich* einige griechische Vasen des besten Stils» neben ihm. «Die Maske mag in der That ein unteritalisches Erzeugniss, etwa des dritten vorchristlichen Jahrhunderts sein. Ohne jene Nachricht freilich würde man Angesichts der Uebereinstimmung des Baues mit verschiedenen Exemplaren der römischen Kaiserzeit zu einer spätern Ansetzung geneigt sein».

№ 13 (S. 17). *Helm in Form eines bärtigen Porträtkopfes,* bei Semendria gefunden, jetzt im Museum zu Belgrad. «Nach dem ganzen Charakter der Arbeit kann man unmöglich eine spätere Entstehungszeit annehmen, als das Ende der Republik».

№ 14 (S. 18). *Bronzener Gesichtshelm in Ribchester,* Grafschaft Lancaster, gefunden, jetzt im Britischen Museum; er gehört «in das I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung» und war zum Leichenschmuck eines römischen Offiziers sehr dünn gearbeitet.

№ 15 (S. 22). *Versilberter Bronzehelm, am Bettenberge,* Schwarzwaldkreis in Württemberg, gefunden, jetzt im königlichen Antiquarium zu Stuttgart. Er wurde «möglicherweise in einem römischen Grabe» gefunden, — die Bartlosigkeit des Porträts scheint noch vorhadrianischen Ursprung anzuzeigen».

№ 16 (S. 24). *Versilberter Gesichtshelm im königlichen Antiquarium in Stuttgart.* «Ueber die Fundumstände ist nichts Näheres bekannt».

№ 17 (S. 24). *Bronzemaske, gefunden im Oltflusse* bei Rieska in Rumänien, jetzt im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien. Er trägt eine römische Inschrift. «Der Mangel eines Nomen gentile bei gesetzten Praenomen weist zwar nicht zwingend, wie Otto Hirschfeld bemerkt, aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf die *spätere* Kaiserzeit hin».

№ 18 (S. 27). *Fragmentirte Gesichtsmaske aus Kupfer*, in einem Grabe gefunden, 3 Kilometer südlich von der Eisenbahnstation Hettange, jetzt im Museum zu Luxemburg, von römischer Arbeit.

№ 20 (S. 28). *Theil einer Bronzemaske, gefunden zu Weissenburg am Nordgau* (Mittelfranken), unweit des Vallum Romanum, jetzt in Ansbach; von römischer Arbeit.

№ 22 (S. 30). *Theil einer bronzenen Gesichtsmaske in Chiusi.*

№ 24, 25 (S. 33). *Zwei fragmentirte Masken von Neuvy-Pailloux* (Département de l'Indre) aus Kupfer, jetzt im Louvre. Sie wurden in einem gallisch-römischen Grabe zusammen mit Gegenständen,

nach deren Stil «das Grab nicht älter sein kann, als das zweite nachchristliche Jahrhundert» gefunden.

№ 26 (S. 35). *Gegossene Bronzemaske im fürstlich Waldeck'schen Museum zu Arolsen*; «möglicherweise unteritalischen Ursprungs». «Die Arbeit verdient den besten Leistungen der römischen Porträtkunst an die Seite gestellt zu werden und wird schwerlich jünger sein als der Anfang der Kaiserzeit».

№ 27 (S. 38). *Maske eines eisernen Visirhelms aus einem römischen Grabe bei Mainz.* Bartloses Männergesicht von entschieden porträthaften Zügen; «dürfte nach der vollendeten Technik in die frühere Kaiserzeit gehören». «Im Innern schienen noch Beinreste zu haften».

№ 28 (S. 39). *Vergoldete Maske eines Visirhelms, gefunden bei Vechta* (in der Nähe von Utrecht), der alten *römischen* Flectio, jetzt in Leiden.

№ 29 (S. 40). *Stark beschädigte Gesichtsmaske von Humerberg*, wo eine römische Grabstätte war, jetzt in Nymwegen.

№ 30 (S. 40). *Gesichtsmaske aus einem Grabe von S. Agata dei Goti.* Näheres nicht bekannt.

№ 31 (S. 41). *Eisenmaske von Köln*, jetzt in Berlin; römische Porträtzüge.

№ 32 (S. 41). *Eisenmaske aus Alençon bei Brissac*, jetzt im Louvre, zusammen gefunden mit № 9 und 10, «später als Caracalla».

№ 33 (S. 41). *Fragment ungewissen Fundorts.*

№ 34, 35 (S. 42). *Zwei alterthümliche Terrakottamasken aus Chiusi*; «es bekundet sich in dem Geschmack der ganzen Arbeit ein entschieden unhellenisches Element».

№ 36 (S. 47). *Terrakottamaske eines Kindes*, vielleicht aus einem Columbarium bei den Caracalla-Thermen.

№ 37 (S. 47). *Zwei buntbemalte weibliche Terrakottamasken aus einem Cumaner Grabe*, jetzt in Zürich, spätrömisch.

№ 38 (S. 48). *Gesichtsmaske aus Terrakotta, gefunden in der römischen Nekropolis Salacia,* südlich von Lissabon.

Aus dem Verzeichniss habe ich weggelassen № 19 und 23, weil es nur Helm und Helmtheile sind, № 21 weil es Backenstücke einer Sturmhaube sind, № 26 weil die Maske als Weihgeschenk gedient hat.

Ueberblicken wir nun die übrigen Masken, die im römischen Reiche von Portugal und England bis nach Rumänien hin gefunden worden sind, und von denen sieben sicher, drei höchstwahrscheinlich in Gräbern zum Vorschein gekommen sind, während bei keiner

der übrigen die Möglichkeit, dass auch sie aus Gräbern stamme, ausgeschlossen ist, so ergibt sich, dass die Sitte, den Kopf der Leichen mit Gesichtshelmen oder Masken zu schmücken, eine weit verbreitete gewesen ist. Wenn wir aber die zwei etruskischen, fremdartig tättowirten Masken (№ 34, 35) bei Seite lassen, so ist in Europa der erste Anfang jener Sitte gegen das Ende der römischen Republik, die *häufige Uebung* derselben *ausschliesslich in der Kaiserzeit* nachweisbar. Als Grund dieser Sitte nimmt Benndorf mit grosser Wahrscheinlichkeit an, dass dem Todten, welcher Tage lang auf einem Paradebette ausgestellt wurde, durch Verhüllung des verwesenden Antlitzes ein schöneres Aussehen gegeben werden sollte.

In dem mitgetheilten Verzeichniss sind unter № 9—38 keine *Gold*masken aufgeführt. Solche haben sich in Europa nur in Mykenai (№ 1—6) und in Süd-Russland (№ 7 u. 8) gefunden. Die Erstere (№ 7), jetzt in der kaiserlichen Eremitage, wurde in einem Grabhügel bei Kertsch auf dem Angesicht des Todten, der in einem Marmorsarkophage lag, gefunden. Die Inschrift eines in dem Sarkophage gefundenen Silberlöffels weist auf das Jahr 202 unserer Zeitrechnung hin; in dieselbe Epoche führt der Charakter der in dem Grabe gefundenen Kunstprodukte (Stephani, Antiquités du Bosphore Cimmerien I, pag. 207, pl. XXX, 3, 5). № 8, jetzt gleichfalls in der Eremitage, wurde in der steinernen Grabkammer eines Tumulus von Olbia gefunden. (Farbig abgebildet bei A. Уваровъ, Изслѣдованія о древностяхъ южной Россіи и берегозъ черн ıго моря, XIV. — A. Ouvaroff, Recherches sur les antiquités de la Russie méridionale, Paris 1855, Tab. XIV.) In demselben Grabe wurden andere Goldarbeiten, ein unverzierter Ring, ein Kranz von Lorbeerblättern, Ohrgehänge und ein 0,5 Meter langes goldenes Scepter gefunden. Benndorf sagt über die Maske № 9: «dem allgemeinen Eindruck nach barbarischer Arbeit, welche *Vergleichungspunkte mit den von Schliemann gefundenen Goldmasken* darbietet. Sie dürfte einer noch späteren Zeit angehören».

Somit können wir zu dem obigen Resultat, dass die Sitte der Todtenmasken fast ausschliesslich der römischen Kaiserzeit angehört, noch das zweite Ergebniss hinzufügen, dass die einzigen sicher *datirbaren Goldmasken*, welche bis jetzt in Europa gefunden worden sind, nicht früher sind, als das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Um aber auch Asien nicht ausser Acht zu lassen, erwähnen wir

noch die von Benndorf S. 66—67 angeführten drei Goldmasken aus Niniveh, von denen die zwei ersten sich jetzt im britischen Museum, die dritte im India House der East India Company befindet. Doch auch diese Funde rücken die Sitte der Todtenmasken nicht in das hohe Alterthum. Die erste, bei Koyundschik gefunden, stammt aus einem Grabe spätrömischer Zeit (in one of the tombs was found a gold coin of the Emperor Maximinus, H. Lagard, Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon, London 1853 S. 592), sie ist noch unvollkommener gearbeitet als die von Olbia. Ueber die Herkunft der zweiten lässt sich nichts ermitteln. Die dritte ist unter den Ruinen von Halebi Tschelebi auf der Westseite des Euphrat « in einem gleichfalls späten Grabe» gefunden. Ueber eine an der phönicischen Küste gefundene und nach England zum Verkauf gebrachte Maske aus dünnem Goldblech die «so ungemein klein ist, dass sie dem Anscheine nach nur auf das Gesicht eines neugeborenen Kindes passen würde» haben wir durch Schliemann S. 437 nicht hinreichend genaue Kunde, um sie hier mit einreihen zu können.

Der Schluss, welchen wir aus dieser Zusammenstellung ziehen müssen, ist einfach. Die goldenen Todtenmasken aus Mykenai gehören in dieselbe Zeit, wie ihre Schwester, die südrussischen, mit denen sie Aehnlichkeit haben, und die bei Niniveh gefundenen, das heisst, sie stammen frühstens aus dem dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Damit rücken wir sie zugleich in eine Periode, wo den Todten vielfach Masken aufgelegt wurden. Wollten wir sie für anderthalb Jahrtausende älter halten, so würde dieser durch Sitte und Kunstcharakter bewiesene Zusammenhang zerrissen und wir müssten die willkürliche, unwissenschaftliche Annahme machen, dass ein zu Agamemnon's Zeit feststehender Gebrauch aus Europa und Vorderasien spurlos verschwunden sei, um dann in spätrömischer Zeit auf unbegreifliche Weise wieder aufzuleben.

Wir wenden uns nun noch zu einer Gattung von Kunstwerken, deren Vorkommen in heroischer Zeit sofort die grössten Bedenken hätte erregen müssen, das sind die Ringe.

Mit epischer Ausführlichkeit werden uns bei Homer die Schmuckgegenstände der Frauen, Halskette, Halsband, Ohrgehänge u. s. w. geschildert, aber ein Ring wird weder bei ihnen, noch bei den Männern erwähnt, wo bei den zum Loosen in einen Helm gethanen kleinen Gegenständen ein Ring das beste Kenntzeichen gewesen wäre. Dieses Schweigen Homers kann nicht zufällig sein, sondern es war ihm jedenfalls die Sitte des Ringtragens unbekannt. Am

allerwenigsten kann er von Siegelringen reden, da seine Helden noch nicht zu schreiben verstanden. Dass Sophokles seinen Agamemnon mit einem Siegelring ausstattet, der auf Orestes vererbt, diesem als Legitimation bei seiner Schwester Elektra dient (Elektra 1220), dass Euripides den Agamemnon einen wohlversiegelten Brief von Aulis an seine Gemahlin in Mykenai schicken lässt (Iph. Aul. 145), beweist natürlich nichts für die trojanische Zeit; es zeigt nur, wie mächtig die Gewohnheit der eigenen Umgebung den Dichter beeinflusst. Die in späterer Zeit dem Prometheus und Minos beigelegten Ringe verweist schon Plinius (hist. natur. XXXIII. 4) in's Reich der Fabel, so dass der von Herodot erwähnte Ring des Polykrates († 522) das älteste uns namhaft gemachte Exemplar ist.

Aber gesetzt auch Homer hätte Metallringe mit Gravirungen gekannt, hätte aber darüber geschwiegen, sollen wir annehmen, dass seine Helden, die doch geraume Zeit vor dem Dichter lebten, auch geschnittene Steine besessen haben? Von dieser, doch jedenfalls auffallenden Kunst, bildliche Darstellungen in Steine zu schleifen, sagt der Dichter nie ein Wort; er kennt weder Steinschneider, noch aus der Fremde eingeführte Gemmen. Seine Kenntniss der Edelsteine und Halbedelsteine scheint sich auf den Sard neben dem Bernstein zu beschränken.

Sehen wir nun die Schliemann'schen Funde an, so zeigen uns dieselben, dass die in Mykenai bestatteten Helden Siegelringe trugen. In dem vierten Grabe wurden zwei goldene Siegelringe, eine Hirschjagd und eine Kampfscene darstellend, gefunden (S. 259 № 334, 335), in dem sechsten Grabe entdeckte man gleichfalls zwei goldene Siegelringe (S. 402, 409) und in dem dritten lag ein grosser silberner Siegelring (S. 235), dessen Intaglio-Arbeit leider zerstört ist. Es handelt sich also nicht um ein vereinzeltes Prachtstück, sondern um ein ganz gewöhnliches, kaum zu entbehrendes Geräth der Bestatteten.

Unsere Verwunderung steigert sich, wenn wir einen Sardonyx, auf welchem in Intaglio-Arbeit eine Frau in kostbarem Gewande dargestellt ist, dem dritten, Serpentin- und Achat-Gemmen dem sechsten Grabe entsteigen sehen, wenn uns ferner ein Amethyst (№ 315) von violetter Farbe in schönem Intaglio einen Hirsch vor Augen führt, der nach dem saugenden Jungen seinen Kopf umwendet, gar nicht unähnlich der säugenden Kuh auf dem zu Anfang dieses Aufsatzes erwähnten Scarabäus.

Aus diesen zahlreichen Schwierigkeiten und Widersprüchen befreit uns eine schöne Entdeckung Stephani's, welche die Entstehungszeit

eines der goldenen Ringe aus dem sechsten Grabe bestimmt. Derselbe ist unter Fig. 1 mit Benutzung der bei Schliemann S. 402 № 530 gegebenen, auf's Doppelte vergrösserten Abbildung den Lesern der «Revue» vor Augen geführt.

Fig. 1

a Fig. 2 b

Ohne uns auf eine erschöpfende Behandlung des Dargestellten einzulassen, wozu eine genaue Untersuchung des Originals unum-

gänglich nöthig wäre, halten wir uns nur an das, was aus der Abbildung ersichtlich ist und durch Schliemann's Beschreibung bestätigt wird. Das kleine Mädchen links unter dem Baume, die sitzende Frau und die stehende Frau haben lang auf den Rücken herabhängende Haarflechten. Die drei Erwachsenen sind von den Hüften an aufwärts entblösst, so dass die Brüste sichtbar sind, und von den Hüften abwärts tragen sie ein Gewand, welches in horizontaler Richtung gestreift ist. Diese genannten Eigenthümlichkeiten weichen von griechischer Tracht ganz und gar ab. Wir finden dieselben aber wieder auf einem Silbergefäss der Sammlung des Grafen S. Strogonow, welches nach einer Lithographie in Köhler's gesammelten Schriften Th. VI, Tf. VII, unter Fig. 2 verkleinert wiedergegeben ist. Hier haben wir die lang herabhängenden Zöpfe, den entblössten Oberkörper, die horizontal gestreiften, von den eng gegürteten Hüften abwärtsgehenden Röcke. Sobald also Herkunft und Zeit der Silberschaale bestimmt ist, so ist auch entschieden, in welche Epoche der goldene Siegelring gehört.

Die Silberschale ist im Gouvernement Perm gefunden und gehört zu einer ganzen Reihe von Kunstwerken, welche ebenfalls in jener Gegend, an den Ufern der Kama und Wolga, ausgegraben worden sind. Dieselben befinden sich jetzt grossentheils in den Sammlungen der Grafen Sergei und Grigori Strogonow, mehrere werden in der Eremitage aufbewahrt, je eins in den Sammlungen des Fürsten Obolensky, S. Jeschefsky's und im Louvre.

Ein vollständiges Verzeichniss derselben, welches vierundzwanzig Nummern aufweist, gibt Stephani in «die Schlangenfütterung der Orphischen Mysterien. St. Petersburg 1873». S. 4 bis 7. Von den erwähnten Gefässen stammen zwölf, wie urkundlich erwiesen ist, vom Ufer der Kama aus dem Gouvernement Perm, eins soll am Ausfluss der Wolga bei Astrachan entdeckt worden sein, als Fundort der übrigen ist das Ufer der Wolga und das Land der Donischen Kosaken anzusehen.

Derjenige Theil der Gefässe, der aus römisch-griechischen Produkten später Zeit besteht, ist, wie aus den aufgeprägten Stempeln ersichtlich ist, über Byzanz nach dem Gouvernement Perm gelangt. Das unter Nr. 5 aufgeführte, welches eine Fischfangsscene darstellt, bei welcher Poseidon gegenwärtig ist, trägt fünf byzantinische Stempel, auf denen die Namen Theophano und Joannes zu lesen sind. Die ältere Theophano, als Gemahlin des Kaisers Romanos im Jahre 959 gekrönt, regierte später selbständig; ihr dritter Gemahl

Johannes I. Tzimisces, bestieg 969 den Thron. Also kann dieses Gefäss erst nach der genannten Zeit in jene nördlichen Gegenden gebracht worden sein.

Die Mehrzahl der an der Kama und Wolga gefundenen Silbergefässe stammt aus dem Orient; es sind persische Arbeiten aus der Zeit der Sassaniden, deren Herrschaft im Jahre 226 nach Chr. Geb. begründet worden ist. Auf den Schalen dieser Gattung sind meistens Jagdscenen dargestellt, wobei die Jäger, die theilweise zu Pferde sind, die eigenthümliche Tracht neupersischer Könige tragen; ferner findet sich die Abbildung eines Gelages mit Verwendung griechischer und orientalischer Motive; von zwei flachen Schalen zeigt die eine auf ihrer Innenfläche einen liegenden Steinbock, die andere einen Baum, um welchen sich eine Schlange windet, zu jeder Seite desselben einen Steinbock.

Diese lange Reihe von Funden beweist, dass seit dem Ende des klassischen Alterthums eine doppelte, im Mittelalter stark benutzte, Handelsstrasse nach Perm führte. Aus Persien führte der Weg über den Kaspischen See nach der Kama, und über das Schwarze Meer kamen die Kunstprodukte von Griechenland in jene Gegend. Letztere sind, wie bereits oben bemerkt worden ist, durch byzantinische Stempel kenntlich, erstere sind Arbeiten aus der Sassanidenzeit. Zu der letzten Gattung gehört auch das eigenthümlich geformte Silbergefäss, welches Köhler zuerst publizirt hat. Auf diesem, welches nach Kostüm und Kunststil unzweifelhaft neupersischer Herkunft ist, sehen wir zwei Tänzerinnen, von denen die eine einen schmalen Schleier, der bogenförmig über ihrem Kopfe flattert, mit beiden Händen hält, während die andere ein Musikinstrument in der Hand hat, wie es vielleicht auch bei der rechts stehenden Frau des Ringes zu erkennen ist. Um den neupersischen Ursprung der Schale und des Ringes ganz ausser Frage zu stellen, finden wir die gleiche auffallende Tracht auf einem Felsenrelief bei Coste et Flandin, Voy. en Perse I. pl. 10. und sehen auf spät-persischen Cylindern ein Geräth, welches dem drei Mohnköpfen ähnlichen genau entspricht, das die sitzende Frau des Ringes in der Linken hält. (Siehe Layard, culte de Mithras pl. 32, 2. 37, 1. 54 A, 5,) Die Sonne und daneben die Mondsichel finden sich auf den Abbildungen persischer Kunstwerke in dem genannten Buche äusserst häufig, ganz entsprechend der Darstellung auf dem Ringe. Die sonderbaren, grossen, runden Blätter des Baumes, den wir auf dem Ringe sehen, sind auch durchaus ungriechisch; sie finden sich gerade so in den Wandgemälden der

südrussischen Gräber des zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhunderts. (Vgl. Compte-Rendu pour 1872. Pl. suppl. 5, 6, 8. 1874. S. 115. 1876. S. 220.)

Früher können die Gräber auf der Akropolis von Mykenai nicht entstanden sein. Niemand, das dürfen wir mit Bestimmtheit aussprechen, würde ihren Inhalt bis in die klassische Zeit der griechischen Kunst zurückdatirt, noch viel weniger würde man Produkte vorhistorischer Zeit in jenem bunten Gewirr von Erzeugnissen der verfallenden Kunst und rohester Unkunst zu erkennen geglaubt haben, wenn sie nicht dem durch Agamemnon's Namen geheiligten Boden von Mykenai entstiegen wären, wenn nicht die Autorität des Fundortes im Verein mit dem auffallenden Charakter mancher Fundstücke die Unbefangenheit des Urtheils gleich von Anfang an getrübt hätte.

Bevor wir Stephani's Auseinandersetzung weiter folgen und das Räthsel der Entstehung jener Gräber lösen, sei es gestattet, eine technische Eigenthümlichkeit kurz zu berühren, die als Beweismittel für das hohe Alter der mykenischen Alterthümer in's Feld geführt worden ist. Dem vierten Grabe hat Schliemann fünf grosse kupferne Kessel entnommen und bemerkt über dieselben S. 249 Folgendes: «Sehr beachtenswerth ist es, dass man an keinem der grossen kupfernen Gefässe dieses oder irgend eines andern der mykenischen Gräber eine Spur von Löthung findet; diese grossen Gefässe bestehen einfach aus Kupferplatten, die mittels unzähliger kleiner Stifte fest vereinigt sind. Auch sind alle Henkel mit breitköpfigen Nägeln befestigt». Ebenso wird S. 236 eine goldene Krone beschrieben, an welche mit ganz kleinen breitköpfigen Stiften eine Menge goldener Blatter befestigt sind. Dieses *Nieten* von Gold und Kupfer könnte mit einigem Schein von Recht für die frühe Entstehung jener Metallarbeiten geltend gemacht werden, wenn es ausschliesslich zur Anwendung gekommen wäre, denn in der ältesten Zeit, als die Kunst des Löthens noch nicht erfunden war, konnte zur Verbindung von Metall nur das Nieten angewendet werden.

Herodot I, 25 erzählt von dem lydischen Könige Alyattes, dass er einen grossen silbernen Mischkrug mit einem ehernen Untersatze als Weihgeschenk nach Delphi geschickt habe. Dieses Kunstwerk rührte von dem Chier Glaukos her, welcher der Erfinder der Metall-Löthung war. Dieses berühmte Werk sah noch in später Zeit Pausanias (B. X, 16, 1.) und hebt, nachdem auch er als den Verfertiger Glaukos, den Erfinder der Löthekunst, ausdrücklich genannt hat, hervor, dass die einzelnen Theile nicht mit Stiften zusammen-

genietet, sondern durch Löthung mit einander verbunden worden seien.

Alyattes hat von 620—564 vor Chr. G. regiert. Da Glaukos für hn das erwähnte Kunstwerk angefertigt hatte, so reicht die Kunst des Löthens bis etwa zum Jahre 600 zurück. Wenn also ein aufgefundenes Metallwerk keine Spur von Löthung zeigt, so können wir, falls der Kunstcharakter es erlaubt, dasselbe einer früheren Epoche als 620 zuschreiben. Umgekehrt müssen wir eine griechische Arbeit, bei welcher das Löthen zur Anwendung gebracht worden ist, für jünger als 600 v. Chr. halten. Doch blieb das Nieten *neben* dem Löthen selbst in den Kunstwerken der höchsten Blüthezeit auch da im Gebrauch, wo man Löthung erwarten sollte, wie z. B. der reich verzierte Kalathos der Demeter-Priesterin aus dem vierten Jahrhundert vor Chr. Geb. (Compte-Rendu 1865. Pl. I. S. 21.) beweist. An diesem sind nicht nur die 13 Goldplatten, aus denen er besteht, mit Stiften aneinander, sondern auch die einzeln in Relief ausgeführten Figuren mit Stiften an diese Goldplatten angenietet.

In den letzten Jahrhunderten des Alterthums aber hatte sogar das Nieten ein Uebergewicht über das Löthen, obgleich man auch dieses sehr wohl verstand. Namentlich sind in dieser Beziehung die Goldarbeiten des Grabes von Nowotscherkask (siehe Stephani, Compte-Rendu 1877 S. 51 Note 1—3), die eine Fülle von Nietungen neben eben so vielen Löthungen zeigen und dem dritten Jahrhundert nach Chr. Geb. angehören, belehrend. Ausserdem ist eine Sassaniden-Schale von Silber zu beachten (publizirt von Stephani Compte-Rendu 1867. Pl. 3. 1—3. S. 154). Dieselbe ist, wie die meisten Schalen jener Periode, aus zwei Silberplatten zusammengesetzt, welche am Rande aneinander gelöthet sind. Aber die obere Platte, welche mit der Reliefverzierung geschmückt ist, besteht aus mehreren Stücken, welche von dem Verfertiger mit Stiften aneinander genietet sind.

Wir können demnach die zwei Sätze aufstellen: Abwesenheit jeder Löthung ist für ein Metallwerk ein Zeichen hohen Alters; vielfaches Nieten neben dem Löthen spricht nicht gegen, sondern für späte Entstehungszeit. Wie steht es nun in Hinsicht auf das Löthen bei den mykenischen Funden?

Wenn wir den aus «Athen, im April 1880» datirten Brief des Herrn Heinrich Schliemann in Nr. 119 des «St. Petersburger Herold» von Montag d. 28. April (10. Mai) 1880 zur Hand nehmen, so lesen wir daselbst in der zweiten Spalte Folgendes: «Wenn er (Stephani) «mein Werk gelesen hätte, so würde er wissen, dass *die myke-*

«*nischen Gold- und Kupferschmiede die Kunst des Löthens gar nicht «kannten;* es ist daher unter den hundert goldenen und silbernen Vasen «nicht eine einzige, deren Henkel nicht mit goldenen oder silbernen «Pinnen an den Bauch und Rand des Gefässes festgenagelt wäre, es «ist unter den mehr als hundert kupfernen Gefässen der Gräber nicht «ein einziges, welches nicht, mittelst unzähliger Pinnen, aus meh-«reren Kupferplatten zusammengefügt wäre».

Also nicht eine einzige Löthung an den mykenischen Funden?! Wie konnte Stephani nur das Buch des Dr. Heinrich Schliemann so flüchtig lesen, dass ihm dieser herrliche Beweis hohen Alters nicht auffiel! Freilich prägt sich eine solche Eigenthümlichkeit dem Gedächtniss besser ein, wenn man als glücklicher Finder jedes einzelne Stück wiederholt in der Hand gehabt und mit lebhaftem Interesse auf's genaueste betrachtet und wenn man dann darüber ein Buch geschrieben hat.

Nehmen wir, die wir nicht so glücklich sind, die Originale studiren zu können, das bei Brockhaus in Leipzig erschienene Buch Schliemann's zur Hand, um uns daraus über den gänzlichen Mangel jeder Löthung bei den mykenischen Metallarbeiten zu belehren.

Seite 307 u. ff. lesen wir: «Ich sammelte ferner bei den drei Gerippen des dritten Grabes *zwölf* Schmucksachen von *Gold* in Gestalt zweier liegender Hirsche mit langen Geweihen .... Je zwei dieser Doppelhirsche waren *zusammengelöthet.*» Auf Seite 240 steht: «Ich fand weiter in diesem Grabe eine einfache silberne Vase mit einem Griff, ferner, an der Ostseite desselben, vier kleine Kistchen von starkem *Kupferblech,* wovon ich eine unter Nr. 323 darstelle; alle sind mit ziemlich gut erhaltenem Holz gefüllt; nur der obere Theil desselben ist theilweise im Leichenfeuer verkohlt. Jedes dieser Kistchen ist 10 Zoll lang, 5 Zoll hoch und 4½ Zoll breit; die Seitenstücke derselben sind *zusammengelöthet,* nirgends sind Nägel sichtbar, ausgenommen am Rande der offenen obern Seite».

Auf Seite 273 wird ein goldener Becher, der Herrn Schliemann lebhaft an Nestor's Becher erinnert, beschrieben: «Der untere Theil der Goldplatte (der Henkel) ist in drei Streifen ausgeschnitten, die sich wieder am Fusse des Bechers vereinigen, wo die Goldplatte durch zwei goldene Nägel mit breiten, flachen, runden Köpfen — die im Bilde sichtbar sind — befestigt ist. Auf jede obere Platte der beiden Henkel ist eine kleine, hübsche goldene Taube, anscheinend gegossener Arbeit, *gelöthet,* deren Schnabel nach dem Becher gerichtet ist, so dass die beiden Tauben einander ansehen». Von

goldenen Schmucksachen des dritten Grabes in Form von Tintenfischen wird S. 210 gesagt: «alle sind doppelt, d. h. zwei Sepien sind immer *zusammengelöthet*».

Bei Besprechung der Funde des vierten Grabes sagt Schliemann S. 322: «Ich erwähne ferner eine aus zwei oder drei langen, schmalen, *zusammengelötheten* Stücken *Bronze* hergestellte Waffe».

Auf S. 265 ist von einem goldenen «Beinschienenhalter« die Rede, von dem es heisst: «Das untere Band ist ringsherum mit einer Nachbildung von Blättern und in der Mitte mit zwei Rosetten geschmückt; an das obere Band ist ein schmäleres und dickeres *gelöthet,* augenscheinlich zum Zweck, es mehr zu befestigen». Neben den drei Körpern des dritten Grabes fanden sich «elf sehr sonderbare goldene Ornamente .... Sie wurden auf folgende Art gemacht: an beiden Enden einer kleinen Röhre ... wurde ein dünner Golddraht *gelöthet,* der nach jeder Seite hin elfmal herumgedreht und dessen Spiralen *zusammengelöthet* wurden, auch wurde die Seite des Aussenkreises ausserdem an die Röhre *gelöthet.* (S. 227).

«Da ich hier von *Löthen* (vgl. das Register des Buches S. 445 *Löthen des Goldes*) spreche, so erwähne ich, dass nach den Mittheilungen des Professor Landerer die *mykenischen Goldschmiede das Gold mittels Sodium-Borax lötheten,* welches bis heute zu dem gleichen Zweck gebraucht und Boratze genannt wird. Er fügt hinzu, dass es ihm geglückt ist, dieses Salz auf dem Rande einer alten falschen Münze von Aegina zu entdecken, dass es im Alterthum Chrysokolla (Goldleim) genannt und aus Persien und Indien unter dem Namen Baurac Pounxa Tinkal, ferner im Mittelalter durch die Venetianer von Persien nach Venedig importirt wurde, wo man es reinigte und unter dem Namen Borax Venetus exportirte».

Doch genug der Citate. Um zu beweisen, dass eine wissenschaftliche Discussion mit einem so — vergesslichen Gelehrten, wie Herr Schliemann ist, völlig unmöglich ist, hätte ich mich kürzer fassen können. Es kam aber darauf an, zu zeigen, dass bei den Metallsachen der mykenischen Gräber *Kupfer, Bronze und Gold vielfach gelöthet* ist, denn damit ist ein sehr wichtiger Beweis gegen die frühere Entstehung der Gräber geführt.

In den homerischen Gedichten ist keine Andeutung zu finden, dass die Kunst des Löthens damals bekannt gewesen sei. Wo dort von Metallarbeiten die Rede ist (z. B. Il. XVIII, 477. Odyss. III, 434) werden nur Hammer und Zange benutzt. Ferner berichtet ein gewissenhafter Historiker des fünften Jahrhunderts, dass erst zur

Zeit des Alyattes die Erfindung des Löthens gemacht sei. Kein besonnener Kritiker aber wird Herodot Unrecht geben, und die Erfindung des Löthens bloss der seltsamen mykenischen Funde wegen gegen jenes klare, auch von Polybios (Stephan. Byz. unter dem Worte: Aithale) unterstützte Zeugniss um wenigstens vierhundert Jahre zurückdatiren. Dann kämen wir abermals in die Lage, annehmen zu müssen, dass Sitten und Gewohnheiten, Kunstsinn und Technik, welche doch in breiten Massen des Volkes zu wurzeln und durch feindliche Invasion nicht ganz vertilgt zu werden pflegen, um das Jahr 1100 vor Chr. einen eigenthümlich hohen Stand gehabt hätten, der um das Jahr 700 v. Chr. noch nicht wieder erreicht war. Die Kunst des Löthens, an deren Ausrottung den in den Peloponnes eindringenden Doriern doch wahrlich nichts gelegen sein konnte, wäre verschwunden bis auf jede Erinnerung, und viel später hätten die Griechen den Erneuerer derselben als ersten Erfinder gepriesen.

Wir können uns einen so unnatürlichen Gang der Dinge nicht denken, sondern meinen, dass durch die vielfachen Löthungen die Versetzung der Gräberfunde in die homerische oder vorhomerische Zeit ausgeschlossen ist. Dass uns die goldenen Schmetterlinge, die Masken und manche stilistische Eigenthümlichkeiten der sinkenden Kunst in eine weit spätere Zeit, bis in's dritte nachchristliche Jahrhundert, führen, ist oben dargethan worden.

Es bleibt aber immer noch die Frage zu lösen: woher sind die nicht in Griechenland gefertigten Dinge gekommen? Schliemann hat bemerkt, dass unter den bildlichen Darstellungen sich die einer Doppelaxt mehrfach wiederholt. Er weist (S. 292) darauf hin, dass sich dieselbe auf den Münzen der alten Könige von Karien findet. Dadurch schien ein gewisser Zusammenhang mit diesem kleinasiatischen Lande begründet zu werden, und dieser Hinweis auf Asien, für welchen das mehrfache Vorkommen des Doppelbeiles mit besonderem Nachdruck angeführt wird, ist auch von gelehrter Seite betont und als Zeugniss für das hohe Alter der mykenischen Funde benutzt worden.

Am auffallendsten ist die Verbindung des Kuhkopfes, — der immer als Symbol der in Argos verehrten Here in Anspruch genommen wird — mit dem Doppelbeil. Zwei Goldblättchen zeigen diese Verbindung (№ 329, 330), bei welcher zwischen den Hörnern der Kuh sich der Stiel des Doppelbeiles erhebt. Unter Fig. 3 ist № 329 in natürlicher Grösse abgebildet. Dass wir in dem Kuhkopf nicht ein Sinnbild der argivischen Here und in der Axt nicht eine Hin-

Fig. 3

Fig. 6

Fig. 4

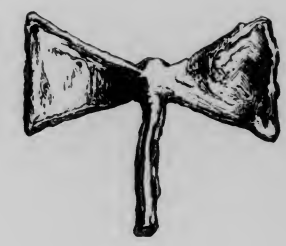


Fig. 5

weisung nach Karien zu sehen haben, ergibt sich aus den unter Fig. 4–6 mitgetheilten flachen Bleifiguren. Dieselben sind an der Mündung des Bug auf dem Boden des alten Olbia, dessen wir schon bei Besprechung der Goldmasken Erwähnung gethan haben, ausgegraben. Im Compte-Rendu für 1874 sind sieben solche Stierköpfe (Tafel I. № 11—24) abgebildet. Jedesmal erhebt sich zwischen den Hörnern ein abgebrochener Stab, an dessen oberem Ende sich ein Doppelbeil befand, wie die zwei daneben gefundenen Exemplare von kleinen Beilen aus Blei beweisen. Die Köpfe der Thiere sind mit Troddeln, mit Laub und zum Theil mit Weintrauben zum Opfer geschmückt und gehören in den Kreis des Dionysoskultus.

Einige ganz ähnliche, leider sehr beschädigte Stierköpfe aus Blei — ein anderweitiges Vorkommen dieses Motives ist mir nicht bekannt — waren schon früher ebenfalls in der Nähe von Olbia gefunden. Dieselben sind in dem oben erwähnten Werke des Grafen A. Uwarow über die Alterthümer Südrusslands publizirt. Bei № 3 auf Tafel XVI ist der Stab zwischen den Hörnern sichtbar. Eben-

daselbst wurde ein goldenes Scepter und eine Hand aus Alabaster (Tafel XVII. 1) gefunden, womit man die entspechenden Funde Schliemann's (S. 232 und 242) vergleiche.

Unter den russischen Funden ist der Stierkopf sehr häufig. In Taman wurden kleine goldene Amulette dieser Form mit Oesen zum Anhängen gefunden (Compte-Rendu 1873, T. III, 15. S. 57. C.-R. 1863. Pl. 1. 7. 8. S. 106—109). In demselben Schrank wird ein kleines, goldenes Doppelbeil ungewissen Fundortes aufbewahrt. Dasselbe ist fast zwei Centimeter breit und ist durch ein am Stiel angebrachtes Kettchen zur Befestigung an einem Halsbande oder anderem Schmucke eingerichtet.

Fragen wir nun, woher die mykenischen Kunstwerke stammen, so ist nach allem Vorausgeschickten die Antwort nicht schwer.

Da die goldenen Gefässe und Schmucksachen uns nach einem goldreichen Lande hinweisen und dieses Land mit dem Sassanidenreiche in Verbindung gestanden haben muss, so muss sich unser Blick nach Südrussland wenden, welches die angegebenen Bedingungen erfüllt und wo es viele Jahrhunderte hindurch Sitte war, die Todten mit reichem Goldschmuck zu begraben.

Diesem, aus genauer Prüfung der Fundstücke, gezogenen Schlusse kommen die historischen Thatsachen in erfreulicher Weise entgegen, so dass die gleich zu erörternde Ansicht über die Entstehungszeit der Gräber und über die Herkunft ihres verschiedenartigen Inhaltes von zwei entgegengesetzten Seiten her feste Stützen erhält. — Von Südrussland aus hatte Griechenland zweimal Einfälle zu erdulden, und zwar gerade in der Zeit, auf welche wir im Verlaufe der angestellten Untersuchung mehrfach hingewiesen worden sind. Im Jahre 267 nach Chr. G. segelten, wie Georgios Synkellos erzählt, die Heruler auf 500 Schiffen aus dem Asow'schen Meere nach Byzanz und von da nach Attika. Sie brannten Athen und Korinth nieder, durchzogen den Peloponnes bis nach Sparta und eroberten Argos. Zuletzt wurden sie von einem athenischen Heer besiegt. Im Jahre 395 drang Alarich mit seinen Gothen zu Lande in die griechische Halbinsel ein und eroberte Korinth, Argos und andere Städte.

Da die Gothen grossentheils Christen waren und auf ihrem weiten Zuge wohl von den heimischen Goldschätzen Manches eingebüsst hatten, so gibt Stephani, da sich in den Gräbern keine christlichen Embleme finden, der Annahme den Vorzug, dass die Gräber von gefallenen Herulern herrührten. Diese waren unmittelbar aus Russland gekommen und hatten es bei der grossen Zahl ihrer Schiffe

offenbar auf eine dauernde Besetzung des Landes abgesehen. Hertzberg (Die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer Th. III S. 167) veranschlagt ihre Zahl auf 25,000. Durch ihre Verwegenheit und stürmische Tapferkeit wurden sie für die Hellenen furchtbare Gegner. Nirgends vermochten es die Epigonen der alten hellenischen Helden, ihnen erfolgreichen Widerstand zu leisten, am wenigsten in dem Peloponnes, der die ganze Wildheit eines beutelustigen Barbarenvolkes zu fühlen bekam. Auch in Athen tönten die Stierhörner der Germanen, welche es sich offenbar ziemlich lange im Besitz der schönen Stadt und der südlichen Halbinsel wohl sein liessen. Als die Griechen allmählich aus der Betäubung des ersten Schreckens erwachten und sich zum Widerstand aufzuraffen begannen, trat Dexippos an die Spitze der Athener. In der von ihm gehaltenen und von ihm aufgezeichneten Anrede an die Freiheitskämpfer, die eine feste Stellung im attischen Gebirgslande eingenommen hatten, sagte er: «Von hier aus müssen wir den Feinden Abbruch thun, indem wir ihre Streifpartien in Hinterhalte locken und einzelne Trupps überfallen. Jeder Erfolg wird unsere Kraft erhöhen und unser Beispiel wird die übrigen Hellenen zu gleicher Erhebung entflammen». Nach einer Reihe kleiner Gefechte griff eine herbeigeeilte römische Flotte in den Kampf mit ein, und die Ueberreste der Heruler sahen sich gezwungen, ihren Rückzug nach Norden zu Lande anzutreten.

Während sie den Peloponnes besetzt hielten, hatten sie, wie Stephani mit grosser Wahrscheinlichkeit annimmt, zur Beherrschung von Argos die steile, durch kyklopische Mauern befestigte Burg von Mykenai als militärischen Stützpunkt gewählt und als sie auf einem ihrer Streifzüge bei einem Zusammenstoss mit den Bewohnern des Landes einige ihrer Anführer nebst Frauen und Kindern verloren hatten, bereiteten sie ihnen oben auf der Akropolis gemeinsame Gräber, legten den Todten nach südrussischer Sitte goldene Masken auf das Gesicht, gaben ihnen unter Anderem neupersischen Goldschmuck, den sie aus ihrer Heimath mitgebracht hatten, in's Grab mit, dazu aber auch manches Stück, das aus der Beute der eben ausgeplünderten griechischen Städte stammte.

Die Tiefe der Gräber in Mykenai, welche auch als ein Beweis für das grosse Alter derselben angeführt worden ist, beträgt ungefähr 10 Meter. In den grösseren russischen Kurganen hingegen ruhen, wenn man die Tiefe des Grabes und die Höhe des Grabhügels zusammenrechnet, die Leichen unter einer Erdschicht von ungefähr

25 Meter (vgl. Compte-Rendu pour l'année 1864, S. 8 und 9). Diese Tiefe der mykenischen Gräber kann uns daher ebensowenig in Verwunderung setzen, als der für dieselben gewählte Platz innerhalb der Burgmauern. Beides hatte den Zweck, die Todten vor Beraubung möglichst zu schützen. Bekannt ist ja, wie Alarich, als ihn in Süditalien der Tod ereilt hatte, in dem Flussbette des abgeleiteten Basentus «mit vielen Schätzen» beerdigt, die Kriegsgefangenen aber, damit sie die Stelle nicht verrathen könnten, ermordet wurden (Jordanes, De Getarum origine c. 30: ne a quoquam quandoque locus cognosceretur, fossores omnes interemerunt). Wenn man das Grab des Alarich auffinden und öffnen könnte, so würden die der Leiche beigelegten Gegenstände eine ebenso auffallende Mischung von Kunstprodukten verschiedener Zeiten und verschiedener Völker uns vor Augen führen, wie die mykenischen Ausgrabungen.

Während sich bei der Annahme, dass die mykenischen Gräber 1000 Jahre vor Christi Geburt oder noch früher entstanden seien, Schwierigkeiten von allen Seiten her aufthürmen, so rücken wir mit der eben dargelegten Annahme, dass sie dem dritten nachchristlichen Jahrhundert angehören, eine Menge der gefundenen Gegenstände in ihre richtige Umgebung, wo sie nichts Auffallendes mehr haben. Die Ringe, die Todtenmasken, die goldenen Diademe, das Scepter, die geschnittenen Steine, die Arbeiten aus Alabaster, das gefärbte Glas, die Zierathen aus dünnem Golde, die Stierköpfe mit Beilen zwischen den Hörnern, Alles findet in den Gräbern von Olbia und Kertsch seine Pendants. Dass daneben der weiteren Untersuchung über Einzelheiten ein weites Feld bleibt, ist besonders daraus klar, dass der Inhalt der Gräber zum Theil aus Stücken der griechischen Beute besteht, in dem Schutte aber manches Ueberbleibsel aus älterer mykenischer Zeit enthalten gewesen sein mag.

Damit man mir aber nicht den Vorwurf mache, ich habe einen sehr wichtigen Beweisgrund für das hohe Alter der mykenischen Gräber übergangen, so komme ich noch auf die von Schliemann entdeckten Grabstelen zu sprechen. Da die vier besser erhaltenen dieser sehr flachen und verwitterten Skulpturen 1,50 Meter hoch sind, so wäre es sehr gewagt, über ihren Stil nach den kleinen Abbildungen in dem Schliemann'schen Buche urtheilen zu wollen. Wie man diese höchst ungeschickten Darstellungen von laufenden und fahrenden Menschen, die naturwidrig gebildeten Pferde, welche (S 91 № 140) den Schwanz aufwärts geringelt tragen nach Art einer Katze, die man streichelt und von denen man nur je zwei Beine

sieht, mit den Reliefs des Löwenthores in Zusammenhang bringen kann, darüber mögen Kunstkenner nach genauer Prüfung der Originale urtheilen. Ich mache zunächst auf einen nicht unbedeutenden Unterschied dieser Skulpturen von den Gräberfunden selbst aufmerksam. Die mykenischen Schwerter sind von *auffallender Schmalheit*, ähnlich unseren Rappieren und verwandt den in Keltengräbern gefundenen Waffen, so dass Newton vermuthet, sie seien nur zum Stechen gebraucht worden (Schliemann, Mykenae, S. 326). Hingegen trägt der Wagenkämpfer auf dem erwähnten Grabstein ein Schwert von *ungewöhnlicher Breite*. Sollte gerade eine solche Waffe von gleichzeitig lebenden Künstlern ungenau abgebildet worden sein?

Die Grabsteine sind innerhalb des oben beschriebenen kreisförmigen Raumes in 10—13 Fuss Tiefe unter dem heutigen Niveau der Akropolis (Schliemann, S. 105) reihenweise zu je 3 und 4 in gewissen Zwischenräumen aufrecht stehend, oder auch in horizontaler Lage (Milchhöfer a. a. O., S. 311) gefunden worden, als Schliemann Gruben von durchschnittlich 20 Fuss Breite (s. Plan B) einschlagen liess. Die Herulergräber, um sie kurz so zu bezeichnen, liegen noch 15 Fuss tiefer. Könnte nicht derselbe Ort zwei Mal zu ganz verschiedenen Zeiten als Begräbnissplatz gedient haben? Wie wäre es, wenn die Heruler für ihre Todten Gräber in die Tiefe geführt hätten an verschütteten Grabsteinen der Mykener vorüber und dabei unabsichtlich die Asche längst gestorbener Menschen aufgewühlt hätten? Die Grabsteine können sie, wenn sie auf dieselben stiessen, aus religiöser Scheu an ihrer Stelle gelassen haben.

Ich bin auf diese Vermuthung durch den Bericht Milchhöfer's geführt worden, welcher S. 311 u. ff. sagt: «Die über den Gräbern befindliche Erdschicht enthielt hier und da schwarze Asche, darin meist Goldblättchen und Knöpfe, sowie andere kleine Gegenstände in Knochen und Metall, auch Blei und geschmolzenes Erz, viele Gefässe und Thonfigürchen, sowie unzählige Scherben, der primitivsten Technik angehörig . . . . Vereinzelt kamen *inmitten der aufgeschütteten Erde auch menschliche Schädel und Gebeine* zum Vorschein, wie ich mich selbst überzeugt habe».

Da es undenkbar ist, dass man in den Schutt, mit welchem man die Fürstengräber schloss, die Leichen kürzlich verstorbener Menschen hineingeworfen habe, so bleibt, wie mir scheint, für das Vorkommen von Menschenschädeln in diesem Schutte nur *eine* Erklärung. Beim Aushöhlen der Gräber hatte man unabsichtlich die Ske-

lette früher Begrabener aufgewühlt, und als man die tiefen Gräber wieder zufüllte, wurden mit den Steinen und Scherben, welche der Erdboden darbot, auch diese menschlichen Ueberreste mit in die Löcher geworfen.

Ist diese Vermuthung von der zweimaligen Benutzung jenes Raumes der Burg zur Bestattung vornehmer Personen richtig, so sind die Grabsteine mit ihren seltsamen Reliefs von den Kunstsachen unten in den Gräbern zu trennen. Jene Grabreliefs, welche über 10 Fuss tief im Schutte steckten, standen natürlich einstmals, jedem Vorübergehenden sichtbar, auf der freien Plattform der unteren Burg. Ein herumstreifender Volksstamm hingegen, der sich im Besitze des eroberten Gebietes nicht hinlänglich sicher fühlte, grub in bedeutend späterer Zeit, als jene Grabsteine bereits von einer zehn Fuss dicken Schuttlage bedeckt waren, für seine Verstorbenen tiefe Gräber und liess dieselben unbezeichnet.

Für Schliemann ist der von Stephani mit umfassender Gelehrsamkeit und zwingender Schärfe geführte Beweis, dass die Gräber auf der Akropolis von Mykenai ungefähr anderthalb Jahrtausende jünger sind, als er behauptet, eine empfindliche Enttäuschung, und wir werden uns nicht wundern können, wenn er, voreingenommen für den Werth seiner Entdeckungen, nach wie vor bei seiner Ansicht verharrt. Hingegen steht zu hoffen, dass die zahlreichen Gelehrten in Griechenland, Deutschland, England und anderwärts, welche, durch den Fundort verleitet, das hohe Alter jener Fundstücke unbedingt angenommen haben, ihren Irrthum einsehen werden. Die kritische Untersuchung Stephani's, welcher streng systematisch an einigen Gegenständen die Unmöglichkeit frühern Ursprungs nachweist und die späte Entstehungszeit fixirt, hat, ohne einer wissenschaftlichen Klassifizirung aller jener Fundstücke, welche nur angesichts der Originale möglich ist, vorzugreifen, das grosse Verdienst, einen schweren Irrthum zerstört zu haben. Diesen hat noch kürzlich A. R. von Rangabé in der Vorrede zu den Kulturbildern aus Griechenland von Pervanoglu, Leipzig 1880, so ausgesprochen: «Des unermüdeten Dr. Schliemann's Ausbeutungen in Troja und Mykenae ergänzen durch prächtige Belege unsere Kenntniss der heroischen Zeiten». Gladstone hatte sich, unter Berufung auf die Autorität Newton's und Gardner's, ebenso kühn vernehmen lassen, indem er diese Funde (Vorrede S. XXXII) «dem heroischen Zeitalter, welches der gräco-phönizischen Periode vorangeht», zuschrieb.

Diese Ansicht ist durchaus irrig. Für die Beurtheilung der Kunst

des homerischen Zeitalters dürfen wir, so bedauerlich das ist, die reichen Funde Schliemann's durchaus nicht verwerthen. Wir müssen vielmehr entschieden Verwahrung dagegen einlegen, dass die Helden des trojanischen Krieges goldene Schmetterlinge und Gefässe von schwungvollen, eleganten Formen in Gebrauch gehabt, Siegelringe an den Fingern getragen, mit gelötheten Goldzierathen und mit geschnittenen Steinen sich geschmückt, ihren Todten Goldmasken in's Grab mitgegeben haben sollen.

Ernst Schulze.

884.6 Sch 8
Schulze
Mykenai
Roora OCT 08
COLUMBIA UNIVERSITY
0025975811